Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Schlafwandel
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573850

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aber am dritten, des Abends spät
Seh' ich, daß er vor'm Stalltor steht.
Vor Freuden tät' ich die Strafe ihm schenken
(Ihr müßt an dreißig Goldstücke denken),
Schob in die Raufe das beste Heu,
Versorgt' ihn reichlich mit weißer Streu,
Bürstet' ihm glatt die Haare kraus,
Da sah er wieder gesittet aus.
Bei guter Kost kam er bald zurecht —
Am Freitag holt ihn der Schlächterknecht.

Alfred Huggenberger.

Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

„Gnädige Frau, der Herr hat sich nicht abweisen lassen, er wartet draußen!"

Mit diesen Worten tritt eine ältliche Dienerin zögernd in ein schönes, traulich eingerichtetes Gemach und nähert sich mit einer Karte in der Hand einer Dame, die an einem der großen, weit offenen Fenster sitzt, durch die die Sommerluft warm und schimmernd in den Raum strömt. In Stimme und Ausdruck der Dienerin liegt ein unverhehltes Verwundern, das sein feines Widerspiel im Gesichte der jungen Frau findet. Diese legt die Spitzenarbeit, mit der sie gerade beschäftigt ist, nieder und fragt: „Haben Sie dem Herrn denn nicht gesagt, Lina, daß ich keine Besuche empfange?"

„Doch, gnädige Frau; aber der Herr meint, wenn gnädige Frau die Worte dort lesen wollten, so würden Sie den Besuch doch annehmen: er komme im Auftrage von Professor Norden!"

„Das ändert natürlich die Sache!" sagt Maria Waldau; sie nimmt die Karte und überfliegt sie.

„Es ist gut, Lina; führen Sie den Herrn in den Salon; es handelt sich um ein Bild des kleinen Kuno." Leise Freude weht über Marias Gesicht. Sie legt die Spitzenkante auf die Fensterbank und erhebt sich; dabei streicht sie mit den schmalen, etwas kinderhaften Händen über das braune Haar, das sich in einem schweren Knoten am Hinterkopfe verschlingt.

Nachdenklich durchschreitet Maria den Raum. Als ihr Blick sich auf die leicht geöffnete Nebentüre richtet, erblaßt die Freude in ihrem Gesicht. Mit einer Bewegung, die etwas sonderbar Schmerzliches hat, greift sie sich an die Schläfen, und ein Seufzer durchzieht das Gemach. Unschlüssig bleibt sie stehen. Aus dem Nebenzimmer dringt ein eintöniges Gemurmel, ein seltsam hastiges, unklares Ineinanderfließen von Lauten, das in seiner Einförmigkeit unsagbar traurig klingt; da ist kein Wort, das sich erkennbar aus der dunkeln Silbenflut emporhebt. Bei dem leisen Geräusche der Frauenschritte wird das unheimliche Wortgewirr unterbrochen; eine ängstliche Stimme fragt mit langgezogenen Tönen: „Gehst du fort, Maria? Lassest du mich alleine?"

„Nein, Lieber, ich bin gleich wieder da!" Beruhigung und Erbarmen liegen in der Antwort. Maria Waldau begibt sich zur Türe.

„Lassest du mich dann nie wieder alleine, Maria?" fragt es weiter aus dem Nebenraum, müde, in schmerzlicher Angst, so, wie ein krankes Kind seine Mutter fragt.

„Nein, ich bleibe bei dir, Lieber!" „Immer, Maria?"

„Immer, Werner, sei du nur ruhig, mein Lieb!"

„Ein Glas Wasser, Maria!" bittet die Stimme jetzt flehend, als gelte es des Himmels Gnade und ewige Seligkeit zu erheischen. „Ich bin am Verdursten! Ein Glas Wasser, Maria!"

„Lina, bringen Sie dem Herrn ein Glas Wasser und halten Sie die Flurtüre gut verschlossen!" Maria dreht den Schlüssel der Verbindungstüre, an der sie während der kurzen Unterredung zaudernd gestanden, herum, steckt ihn in die Tasche und prüft nochmals das Schloß. Dann begibt sie sich zu dem andern Ausgang, der in die kühle geräumige Halle führt.

Eine Unentschlossenheit breitet sich immer ängstlicher über das junge Gesicht und streut ihre Unruhe in die stillen Augen. Ach, es ist lange, seitdem Maria Waldau in ihrer Weltabgeschiedenheit jemand empfangen hat; da rostet man ein in den Gewohnheiten der menschenfremden Tage, wird beklommen, unsicher und fürchtet sich vor jedem Unbekannten, das seine ungewissen Schatten in die eigenen, strengbegrenzten Kreise wirft.

Langsam durchschreitet sie die Halle, bleibt noch einen Augenblick vor einer Palmengruppe stehen, streicht zögernd über die Blätter, als ob sie Zeit gewinnen möchte, und tritt alsdann mit tiefem Aufatmen in das Besuchszimmer.

An einem der gradlehnigen Sessel steht ein hochgewachsener Herr, der sich mit ritterlicher Verneigung der Eintretenden zuwendet: „Gnädige Frau, verzeihen Sie einem Fremden seine Beharrlichkeit; mein Bruder sagt mir, daß Sie ein Oelgemälde Ihres verstorbenen kleinen Knaben wünschen!"

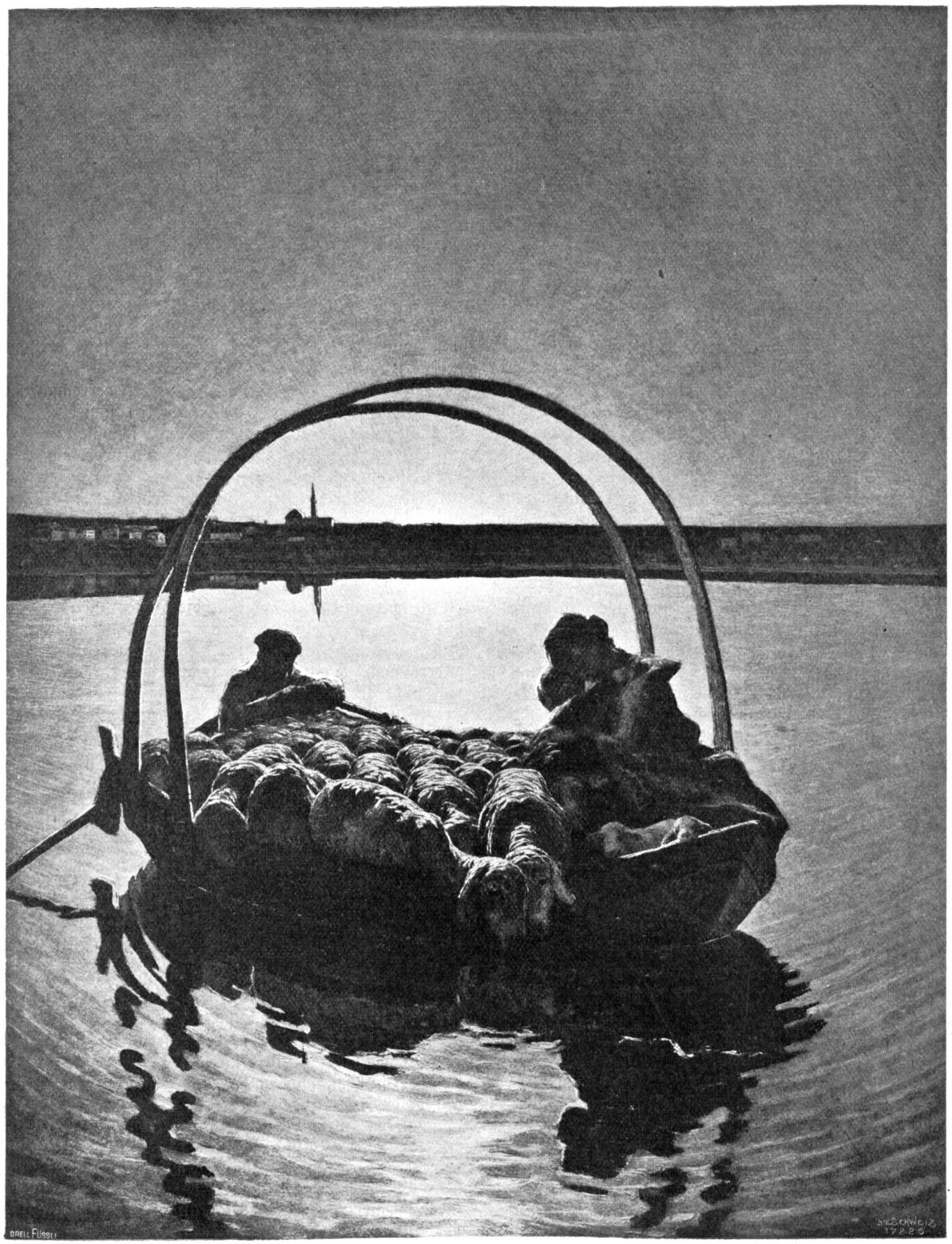
Die Worte wurden mit wohltönender Stimme gesprochen und haben die Scheu in Marias Zügen vermindert. Freundlich streckt sie dem Manne die Hand entgegen: „Als Bruder des Herrn Professors sind Sie mir kein Fremder, Herr Norden; er ist mir immer ein allertreuester Freund und Berater gewesen. Heute bin ich Ihnen beiden dankbar, daß mir ein Herzenswunsch in Erfüllung gehen soll, das Bildnis meines Knaben von Künstlerhand gemalt zu sehen. An der Lösung der Aufgabe durch mich habe ich am Ende verzagen müssen!"

Das letzte klingt leise und entmutigt.

„Ich stehe mit meinem Können zu Ihren Diensten, gnädige Frau!"

Ulrich Norden, der Maria die ganze Zeit sinnend betrachtet, mit einem Gefühl, als habe er diese liebliche Erscheinung schon irgendwo gesehen, hätte von Herzen gerne etwas weniger Alltägliches gesagt; aber ihm, dem Lebensgewandten, will sich in diesem Augenblicke beim besten Willen nichts Feines, Besonderes ergeben, so sehr ist er im Banne des Suchens, das dieses Frauenbild in ihm erweckt.

In die von zartem Goldschimmer überhauchte Klarheit der braunen Frauenaugen tritt bei dem stillen Schauen Nordens allmählich eine Verwirrung, die sich zusehends vertieft, je gedankenvoller die Blicke des Mannes auf Maria ruhen. Befangen richtet sie nun einige



Giovanni Segantini (1858—1899).

Ave Maria bei der Ueberfahrt (Ave Maria a trasbordo), zweite Fassung (1887) in Kölner Privatbesitz.
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

Fragen nach dem Befinden seines Bruders an Norden und fordert ihn ein wenig eilig auf, mit ihr in das Atelier zu kommen.

„Ich habe die Photographien des Kindes und meine eigenen Studien oben; möglich, daß das eine und andere Ihnen bei der Ausführung des Bildes von Nutzen ist!"

Norden streicht sich über die Augen — er hat die Erinnerung nicht gefunden, die er gesucht — und folgt Maria durch das Dämmern der Halle über eine breite, teppichbelegte Treppe hinauf in ein Zimmer des ersten Stockes, dessen hohe Fenster und weitauseinandergeschobene Türe auf eine Terrasse münden, deren Säulen von losem Wein und blühendem Rosengerank heiter umspielt sind. Durch die Sommerluft, in der Klarheit und Duft sich selig wiegen, grüßt der wandernde Blick die Sammetschönheit des Schwarzwaldes: dunkelgrüne Hänge, die der Tag mit breiten Lichtwellen übergleitet, Täler, durch welche die Schwermut geschritten.

„Wahrscheinlich hat die Schwermut die Züge von Maria Waldau getragen," denkt Norden und nickt unmerklich vor sich hin und schaut wieder gedankenvoll auf das stille Frauengesicht, dessen seltsamer Zauber ihn nicht losläßt. Dann bemüht er sich, die Blicke auf die Umgebung zu richten. Die Wände des licht gemalten Raumes sind mit Studien bedeckt. Unter verschiedenen meisterlich ausgeführten Blumenstücken ist es immer wieder ein Kinderantlitz von warmer Karnation, das aus goldigbrauner Lockenfülle mit lachenden Augen auf den Beschauer niederblickt.

„Mein Knabe!" sagt Maria, und nach einer Pause fährt sie fort, mit einer Innigkeit, die sich an den eigenen Worten und den aus ihnen entschwebenden Erinnerungen immer mehr erwärmt: „So blühend und selig war er, ein Sonnenstrahl, das verwirklichte Lachen! Aber bei aller Schelmerei war doch eine gewisse Nachdenklichkeit in seinem Gesichtchen, und gerade diesen besondern Zug vermag ich nicht herauszuholen. Schauen Sie diese Photographie, Herr Norden; da haben Sie die seltsame Vermählung des Ausdrucks, die ich vergeblich erstrebe!" Maria zeigt mit leicht bebender Hand das Bild eines fünfjährigen Knaben, ein Amateurblatt von feiner künstlerischer Auffassung, ein Kind im losen Nachtkleidchen darstellend, das wie lauschend an einer Türe steht.

„Dies war kurz vor dem Ausbruch der Krankheit!" sagt Maria, und der Schatten in ihren Augen wird tiefer. „Die Dämmerung machte das lebhafte Kind oft merkwürdig stille und in sich gekehrt und zauberte jenen Ausdruck des innigsten Wartens auf das kleine Gesicht, so, als sollte ihm der nächste Augenblick eine besondere Schönheit erschließen. Mein Knabe war schön in seiner jauchzenden Daseinslust, schöner noch, wenn seine Seele mit Himmelsgeistern Zwiesprach hielt ... Und so, genau so möchte ich ihn immer bei mir haben ... so ... so ... vielwissend!"

Maria Waldau hat zuletzt ganz leise, fast unhörbar vor sich hingesprochen, in jener leicht stockenden Art des Mit-sich-selber-redens, das einsamen Menschen eigen ist. So völlig hat sie im Augenblicke die Außendinge vergessen, daß sie leicht zusammenzuckt und mit schwachem Erschrecken die Hände erhebt beim Klange von Nordens Stimme.

Der Maler fühlt den dringlichen Wunsch, etwas zu sagen, das wohltut und aufrichtet, und er weiß fürwahr von neuem den richtigen Ausdruck nicht zu finden und bringt nichts anderes vor als eine alltägliche Beurteilung der Bilder und Photographie.

„Haben Sie das selber gemacht, gnädige Frau?" Norden deutet auf das Blatt in Marias Hand. Als Maria nickt, fährt er lebhafter fort: „Alle Achtung vor solcher Auffassung und Ausführung!" Dann zeigt er mit seiner ausdrucksvollen Hand auf eines der Bilder: „Und wie schön dieses ist! Sie haben einen ganz hervorragenden Farbensinn, gnädige Frau; dieses subtile Abwägen der Töne zeugt von feinstem Farbenempfinden, und der mit prächtiger Kunst hineinkomponierte Hintergrund wirkt geradezu überraschend. Mein Bruder sagte mir, daß Sie die Malerei als Dilettantin ausüben; nochmals, alle Achtung, gnädige Frau, vor solchem Dilettantismus! Dieses Kinderkopfes zum Beispiel brauchte sich wahrlich kein Künstler zu schämen!"

Obwohl sich Nordens Worte auf den herkömmlichen Gemeinplätzen bewegen, so klingt doch soviel ehrliche Bewunderung daraus hervor und es schwingt ein solcher Herzensklang in ihnen, daß sie ihren gewöhnlichen Wert in einen besondern ummünzen.

Ueber Marias Gesicht träumt ein Lächeln: „Die Liebe ist meine Lehrmeisterin gewesen, Herr Norden; die ist groß und wundermächtig und macht in Einzelfällen auch die Unberufenen zu Berufenen. Und doch mache ich es meiner Lehrmeisterin nie zu Dank, wie oft sie mir auch die Pinsel in die Hände zwingt! Immer, wenn ich mein Werk betrachte, raunt sie mir zu: ‚Es muß noch anders sein, ach, glaube mir, ganz anders noch! Das Lieblichste ward von dir auch diesmal nicht geleistet!' Dann nicke ich meiner Meisterin zu: ‚Du hast recht; aber sieh', ich vermag die Grenzen meines Könnens nicht zu durchbrechen, wie heiß auch die Feuer sind, die du entfachst, und wenn ich alle Kräfte meines Wesens zusammentrage und wenn ich grabe in den tiefsten Tiefen und schöpfe aus den Brunnen der Verzweiflung, ich vermag die eine Kraft nicht zu finden, die das Gelingen gibt!'"

Wieder hat Maria in jener Art des wachen Träumens gesprochen, in der die Gegenständlichkeit der Dinge für sie zu versinken scheint; nun aber fliegt ein zartes Rot über das blasse Gesicht, und die Stimme schüttelt die Schlafbefangenheit ab: „Doch diese Not soll für mich jetzt ein Ende haben; woran ich verzweifelt, das soll Ihr Künstlertum erfüllen, Herr Norden!"

Ernst und andächtig ruht des Malers Auge auf der jungen Frau, die jetzt ein wenig leiser fortfährt: „Wann könnten Sie das Bild beginnen, Herr Norden? Mir liegt daran, daß wirklich Mögliches sich auch in Wahrheit bald erfüllt!"

Ach, da zittert viel unerfülltes Hoffen in den stillen Worten Marias, und Norden ahnt wohl ein wenig das Verschwiegene, Leidvolle, das auf ihrem Grunde liegt.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau," sagt er warm. „Sie wollen gütigst bestimmen, ob ich das Bild hier oder in meinem Atelier malen soll. Das erstere Arrangement hätte seine Vorzüge ..."

Maria zögert mit der Antwort. Hastig pulsiert das Blut unter der zarten Haut. Was hat sie nur, daß

Giovanni Segantini (1858—1899).

Die Liebe am Quell des Lebens (Fontana della giovinezza), 1886, in Petersburger Besitz.
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

sie plötzlich so hilflos schaut, als sei da eine Frage an sie gestellt worden, deren Beantwortung für sie eine unermeßliche Schwierigkeit berge? Warum verschließt ihr eine schmerzliche Unentschlossenheit den Mund?

Endlich unterbricht Maria das Schweigen und spricht in scheuer Eile, als bedeute es eine Befreiung für sie, das Notwendige so rasch wie möglich zu sagen. „Ich danke Ihnen, Herr Norden ... aber ... hier im Hause ... Das geht nicht! Hier im Hause ist es traurig, eine kranke Welt ... voll schwerer Träume und drückender Müdigkeit! Bei uns ist das Leid daheim, bei uns geht die Sorge durch die Räume Tag und Nacht! Da kann ich Sie nicht zu Gaste laden!"

Maria schöpft tief Atem, und nun schwindet das Hilflose aus ihrem Gesichte; nun ist es, als wende sie sich an einen alten Bekannten, den man mit leisen Händen aus den Vorhöfen des Vertrauens hineinleitet in das Innere des Tempels, bis hin zu den Orten, da man die stillen Opfer bringt. Ein himmelsklarer Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz, als sie sagt:

„Sie wissen ja durch Ihren Bruder, Herr Norden, daß mein armer Mann krank ist; Geist und Seele sind in trostlosem Wahne befangen, schon seit Jahren. Wir sehen niemand, wir sind immer allein, er und ich; mein Mann hat eine furchtsame Abneigung gegen alles Fremde, es regt ihn unsagbar auf ... Ich kann es nicht wagen, Sie zur Ausführung des Bildes hier im Hause zu behalten, so gerne ich Ihrem Pinsel seine Belebungskunst ablauschen möchte!"

Maria schweigt; ein trauriges Lächeln übergleitet ihr Gesicht, und in den Augen blüht es auf wie Sehnsucht. Ach, da wollen Wünsche die dunkeln Augen aufschlagen und ihr zuraunen, daß es gut und wohltuend sein müsse, für einmal wieder in der Gesellschaft eines gesunden Menschen zu sein, der mit hellen Augen und guten Worten die müden, ach, so oft gedachten Gedanken zu verscheuchen verstünde!

Flüchtig ruhen die Augen von Ulrich Norden und Maria Waldau ineinander, bittend die des Mannes, traurig die der Frau. Leise schüttelt Maria das Haupt: „Nein, ich kann es nicht wagen!" sagt sie noch einmal.

Norden hat erregt den Kampf in Marias Mienen beobachtet; er mag und will die Hoffnung nicht aufgeben, länger die Gegenwart dieses feinen Wesens zu genießen, das seine Seele sonderbar erregt, und er sagt: „Ihr Haus ist so weit und groß; ich denke, Herr Waldau wird in der Art jener Kranken seine bestimmten Gemächer kaum verlassen ... Ich komme nur für einige Stunden am Tage, logiere mich unten im Dorfe ein ... Liebe gnädige Frau, sollte es nicht doch einzurichten sein, daß ich das Bild hier male, damit Sie sein Werden verfolgen können?"

Wieder übergleitet das traurige Lächeln Marias Züge: „Nein," sagt sie von neuem und diesmal mit größerer Bestimmtheit als vorher, „es geht nicht, ich muß darauf verzichten; irgend ein Unvorhergesehenes könnte meinem Manne Ihre Anwesenheit verraten und ihn in die allerschädlichste Erregung versetzen!" Marias Stimme bebt bei den letzten Worten: Zieht etwa der Zustand solcher Erregungen an ihrem Geiste vorbei? Richten sich alle Qualen vor ihr empor? Ach, es müssen dunkle Stunden sein, an die Maria Waldau denkt!

Jetzt reicht sie Norden die Hand und sagt ein wenig eilig: „Am besten ist es, Sie nehmen die Photographien und arbeiten darnach das Bild in Ihrem Atelier!"

Norden hält die kleine Hand einen Augenblick in der seinen; er schaut warm und dringlich in die scheuen Augen und hat nur das eine Wünschen, die Gegenwart in Marias Nähe auszudehnen: „So bliebe mir jetzt nichts anderes übrig als diese Blätter zu nehmen und meinen Hut und zu sagen: Leben Sie wohl, gnädige Frau, und auf Wiedersehen, und — es war mir eine Freude, nicht wahr? Ja, herkömmlicherweise sollte ich dies sagen; aber ich tue ein anderes, ich mache von meinem Künstlerrechte Gebrauch, ich lade mich bei Ihnen zu Gaste ein . . . Ach, erschrecken Sie nur nicht, liebe gnädige Frau! Nicht für lange, nur für diesen Sommernachmittag, nur für eine Stunde: wir setzen uns draußen auf die Terrasse, wir plaudern zusammen, ich erzähle Ihnen von der Welt und von ihrer Schönheit im Süden und im Norden. Sagen Sie ja, liebe gnädige Frau, auf gute Kameradschaft für einen Sommernachmittag!"

Hinreißend eilen Nordens Worte dahin; er streckt Maria mit warmer Bewegung die Hand entgegen: „Sagen Sie ja!" bittet er nochmals.

Da legt Maria fast wie unter einem höhern Zwang ihre Hand in die dargereichte des Mannes, und es huscht wie eine feine Heiterkeit über ihr Gesicht, als sie sagt: „Gut, so bleiben Sie; aber vorher müssen Sie mich eine kleine Weile entschuldigen, ich muß meinem Manne sein Nachmittagsbrot geben. Nachher trinken wir Tee auf der Terrasse. Ist es Ihnen recht so?"

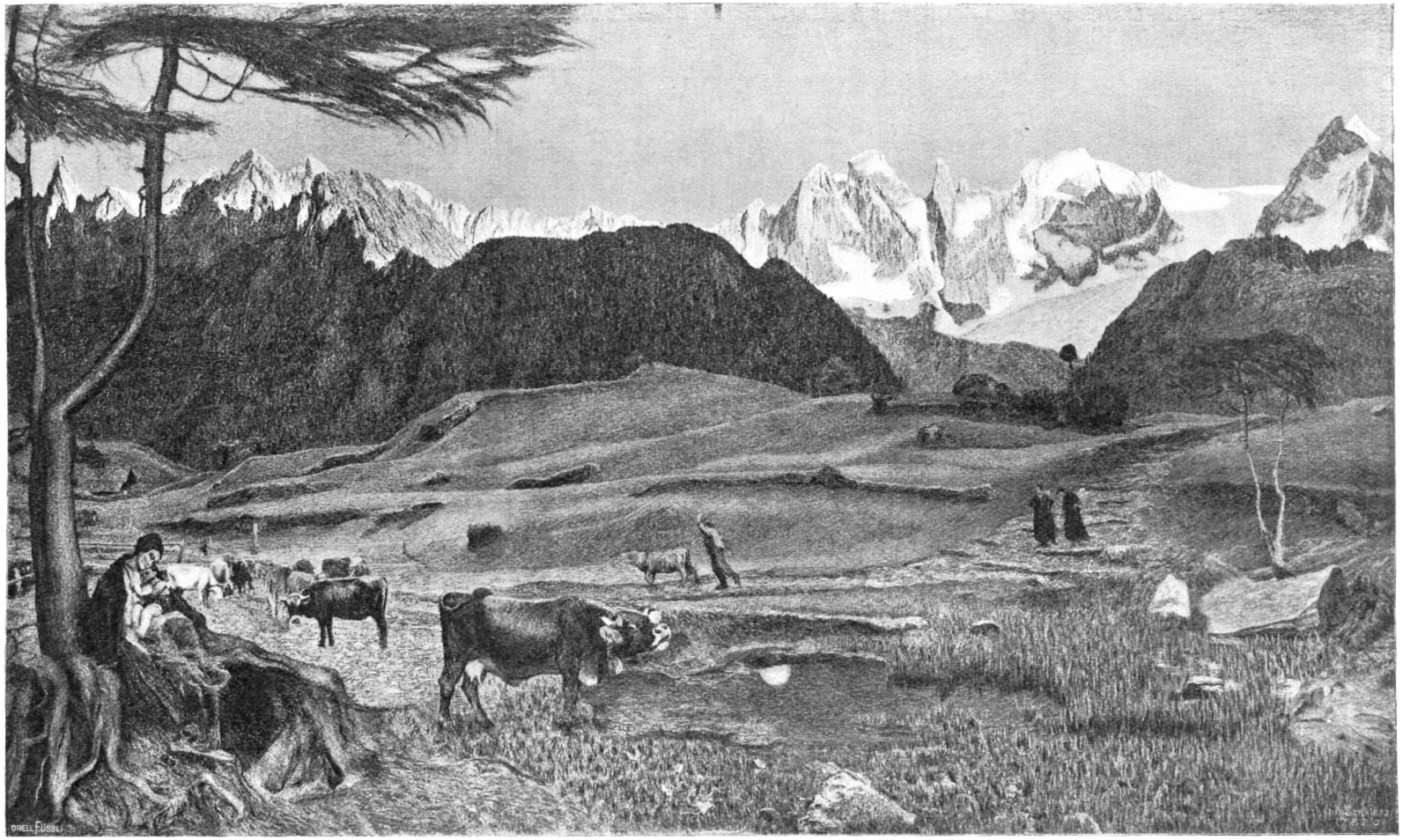
„Sie machen mich glücklich!" sagt Norden.

* * *

Der Maler ist allein. Gedankenverloren schaut er vor sich hin. Was ist es, das ihn gefangen genommen hat an dieser Frau vom ersten Augenblicke an, das ihm den süßen schweren Druck auf die Seele legt und sie zugleich mit Andacht still durchzieht? Er, der Weitgewanderte, hat der Frauen viele doch gesehen: warum denn hat keine von allen sein Wesen so jäh zum Klingen gebracht, wie dieses blasse, im Wachen träumende junge Weib?

Norden hat sich in einen Sessel niedergelassen; er stützt das Haupt auf die Hand und ist bemüht, sich zurechtzufinden in der Unruhe dieser neuen Empfindung. Seine Gedanken führen ihn in das Studierzimmer seines Bruders, des weltberühmten Psychiaters; ihre letzte Unterredung tönt ihm im Ohr. Wilhelm Norden, der Wortkarge, war ganz beredt geworden, als er von Maria Waldau sprach: „Ich sage dir, Ulrich, unter Hunderten nicht eine täte das für ihren Mann, was diese Frau nun schon seit Jahren tut, unentwegt, lächelnd, selbstverständlich. Andere lassen sich unter solchen Umständen scheiden oder geben den Mann in eine Anstalt und wissen sich auf die eine und andere Weise schadlos zu halten und genießen ihr Leben, derweil sie es haben, was im Grunde genommen ihr gutes Recht ist und was ihnen kein vernünftig Denkender verargen wird. Diese aber hält bei ihrem Gatten aus, Tag und Nacht, tut das Unsagbarste mit Tapferkeit, klagt nicht, weint nicht, und an ihrer Unerschütterlichkeit prallt alles Drohen, daß die Dinge unmöglich so weiter gehen können, machtlos ab. Auf alle Vorstellungen kommen immer wieder die gleichen Antworten: ‚Er fühlt sein Unglück weniger, Herr Professor, wenn ich bei ihm bin, glauben Sie mir; soviel Verstehen hat er noch für die Außendinge!' Ich glaube dies nun freilich absolut nicht, mein Junge, aber item, sie bleibt dabei. Und wenn ich ihr vorhalte, daß ihr Leben in der Nähe des Irren durchaus nicht ungefährdet ist, so sagt sie in der ihr eigenen abwesenden Art, welche die Dinge anders zu schauen scheint, als sie sind: ‚Fürchten Sie doch das nicht, lieber Freund; er tut mir nichts, wirklich, garnichts, er rührt mich nicht an! Sein wildes Schreien macht mich nicht mehr zittern, und die Anfälle, die mich im Anfang so grausam erschreckten, sind nur noch selten. Sie sagen ja selber, Herr Professor, daß die Krankheit in ein anderes Stadium getreten ist. Ich wachse immer mehr und besser in mein Pflegeramt hinein. Ich mache meinen Willen stark, und seine kranken Unarten, die gewöhne ich ihm mit der Zeit ganz ab. Gott hat seinen Verstand zu sich genommen; ich will nicht ruhen, bis er ihm seine Gaben zurückgibt, ich möchte dabei sein, wenn das Wunderbare kommt!' Da sage mir noch einer, Ulrich, unsere Frauen wüßten nicht mehr an die Grenzen der Opferfähigkeit zu gehen und Liebe und Treue und Hingebung seien bei dem Geschlechte von heute zu toten Buchstaben geworden, die kein Mensch mehr zu beleben verstünde! Den Teufel auch! Die Frau dahinten in den Bergen straft diese Reden Lügen. Die ist in ihrer Art direkt eine Priesterin der Treue und wartet in ihren Wäldern auf das Mirakel, das aus ihren Opferflammen emporschlagen soll. Wartet so Jahr für Jahr! Ich habe nachgerade nicht mehr den Mut, Ulrich, ihr die Hoffnung zu rauben, ihr den einzigen Quell zu verstopfen, aus dem sie die Kraft für dieses tragische Scheinleben schöpft. Wahrhaftig, ich habe nicht mehr den Mut und wasche mich vor mir selber rein mit allerhand nichtsnutzigen Ausflüchten und sage mir vor, daß wir Gelehrten auch nur Menschen sind und dem Irrtum unterworfen, daß die Natur unserer Unfehlbarkeit schon manches Schnippchen geschlagen und so fort. Am Ende ist ja wirklich in den allerverzweifeltsten Fällen hin und wieder eine wenn auch relative Heilung eingetreten. Meiner Ansicht nach ist freilich bei Assessor Waldau alle und jede Hoffnung ausgeschlossen!"

Professor Norden hatte einen lateinischen Namen genannt und gedankenvoll den Rauch seiner Havanna in die Luft geblasen. „Auf daß das Leid noch größer werde, stirbt dieser Frau vor zwei Jahren das einzige Kind, der bildschöne Bube mit den lachenden Augen, ein Schmerz, den ihr auch niemand tragen hilft; denn des Assessors Geist ist zu krank, zu völlig absorbiert von der Unseligkeit



Giovanni Segantini (1858—1899).

Das Leben (1899), linker Flügel vom Triptychon der Alpenwelt, deponiert im Segantini-Museum zu St. Moritz.

Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

seiner Wahnideen, um des Knaben Tod zu begreifen. Und all dies Elend schluckt das arme Weib wortlos in sich hinein und breitet diese müdergebene Ruhe über die Glut und Intensität ihrer Empfindungen. Ist mir doch oft, Ulrich, als müßte ich sie derbe am Arme rütteln: ‚Wache auf! So wache doch endlich auf! Du lebst ja! Es ist ein Verbrechen an dir und deiner Seele, wenn du so weiter durch die Tage träumst!‘"

Professor Nordens Stimme hatte rauh geklungen; dichter wolkte sich der Rauch seiner Zigarre. Dann hatte er sich zur Ruhe zurückgezwungen und langsam gesagt: „Schlafwandelnde soll man nicht anrufen; Schlafwandelnde soll man nicht erschrecken. Aber weiß Gott, mein Junge, dies ist einer von den Fällen, bei denen unsereiner nicht mehr zu unterscheiden versteht, wo die Barmherzigkeit aufhört und die Grausamkeit anfängt!"

Ulrich Norden hatte seinem Bruder mit wachsender Teilnahme und heimlichem Staunen zugehört; es war doch sonst nicht dieses Mannes Art, in dieser Weise erregt von seinen Patienten und deren Verhältnissen zu sprechen. Was bewog ihn heute dazu? Wilhelm Norden schien seine Gedanken zu erraten: „Weißt du, mein Junge, warum ich dies Frauenschicksal vor dir entrolle? Maria Waldau hat einen Wunsch; den möchte ich ihr erfüllen helfen. Seit Jahr und Tag müht sie sich ab, ihres Jungen Sonnengesicht im Bilde festzuhalten. Dieser Wunsch ist nachgerade zur fixen Idee bei ihr geworden, dergestalt, daß sie nun wie unter einem harten Zwange immer wieder neue Bilder des Buben malt, um den richtigen Ausdruck zu finden. Es scheint, als ob sie auch in dieser Hinsicht keine Müdigkeiten kennt. Jedesmal, wenn ich nach der Rosenau komme — so hat der Assessor seine Besitzung im Schwarzwald genannt — führt mich Frau Maria in ihr Atelier, und ich sage dir, Ulrich, mir wird es immer ganz wunderlich zu Mute, wenn sie mich mit dieser demütigen Haltung und dieser bangen Stimme fragt: ‚Meinen Sie nicht, Herr Professor, dies Bild sei ein wenig besser geworden?‘ Und immer, bevor ich noch meine Ansicht gesagt, senkt sie das Haupt tiefer und flüstert enttäuscht: ‚Ich weiß es schon, der lebenswarmen Wirklichkeit gleicht auch dies noch lange nicht!‘ und dann mit einem Seufzen: ‚Vielleicht gelingt es mir das nächste Mal, ich will es von neuem versuchen!‘ Und dabei alle diese stumme, brennende Sehnsucht in den Augen dieser ärmsten der Frauen, dieser Mutter ohne Kind, dieser Gattin ohne Gatten! Herrgott, Junge, ich sehe doch des Leides wahrhaftig täglich genug, sehe es auch wohl in fürchterlicherer Nacktheit und bin so ziemlich hart gesotten, sollte ich meinen, aber den Teufel auch, Ulrich, dies reißt mir am Herzen!" — Des Professors Hand zauste zorniger den langen Bart — „Na ja, da ist denn in Gottes Namen nichts zu machen! Wenn eine mit dreißig Jahren durchaus begraben sein will und sich sozusagen planmäßig abtötet bei lebendigem Leibe, indem sie die Asche jeglicher Entsagung fuderweise auf ihr herrliches Temperament, ihr schönes natürliches Feuer häuft, sodaß sie am Ende tatsächlich erreicht, ihre einzige Befriedigung in Gesellschaft von bemalter Leinwand und einem völlig Verrückten zu finden, dann kann man nicht dagegen sein, dann muß man sie schließlich in Gottes Namen gewähren lassen!"

Professor Norden hatte sich in eine so ehrliche Empörung hineingeredet, daß sein Bruder tiefverwundert zu ihm aufgeschaut.

Dieses Verwundern legte sich sänftigend auf die zornige Heftigkeit des Professors, und er fuhr nach kurzem Räuspern ruhiger fort: „Na ja, wie gesagt, diese Müde und Ergebung reißt mir am Herzen; ich möchte irgend etwas tun, was diese Augen in Freude aufleuchten läßt, und damit komme ich endlich zum Zwecke meiner Worte. Bei meinem letzten Besuche auf der Rosenau habe ich Maria Waldau von dir und deinem Künstlertum gesprochen, Ulrich; du stehst ja jetzt in der Höhe deiner Kraft, und die Zeitungen sind voll deines Ruhmes: geh', tu' mir den Gefallen und male der Frau ihren Buben mit den lachenden Augen!"

(Fortsetzung folgt).

Sommerabend.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Skizze von Anna Zwicky, Zürich.

Nach all den trüben Regentagen hat das Tal seinen schimmernden Sonnenrock umgetan, hat sein tränenfeuchtes Gesicht im glänzenden Morgentau gebadet und schaut in die Welt hinaus, als wäre es immerfort so frisch und freudeatmend und jung gewesen.

Eine halbe Stunde raschen Steigens, und du bist dem einförmigen Dorfleben entrückt, schaust dich um in dem Wundergarten, der dir nach allen Seiten seine Pforten öffnet.

Dort unten, klein und niedlich, liegen die Dörfer, nicht größer, als daß ein stürzender Felskopf das eine oder das andere begraben würde, dahinter, beruhigend und erschreckend zugleich, die Urgebirgsmauern. Wie durch Zauberschlag aus den Eingeweiden der Erde emporgehoben, türmen die einen der steinernen Riesen sich auf, trotzig, unnahbar, bis zur Region der starren Gletscher, des unerträglich blendenden Lichtes. Die andern aber, wie von unermüdlich schaffender Hand mählich und stufenweise zusammengefügt, erscheinen eher als Jakobs Himmelsleiter, dazu bestimmt, die Menschen mit den überirdischen Welten in Verbindung zu setzen.

Doch von der erhabenen Größe eruptiver Riesengebilde wendet der Blick sich der näherliegenden Romanze zu; denn schimmernde Abendwolken senken sich auf die Felshäupter hernieder, und von den zackigen Kronen abwärts breitet sich der Dämmerschleier aus. Im Osten glänzt ein Streifen abendgoldener Felsenbänder zwischen blaugrünen Waldrücken durch, und der spitze Wipfel der nächstliegenden Rottanne ragt für den Beschauer bis hinauf an die güldene Felsenwand. Auf der steil abfallenden Fachteckehalde erscheint jetzt die Herde buntscheckiger Ziegen. Schon kommt, vom Schäferhund getrieben, der Zug den steilen, steinigen Weg herunter. Ueber die Matten dringt das feine Geläute der Ziegenglöckchen an unser Ohr. Fast klingt's wie Märchenhochzeit: „Ding gling gling, gling ding ding, ding glang ding!" dem Tanndunkel entlang, unter dem festlichen Baldachin ehrwürdiger Nußbäume hindurch, dem niedrigen weißen Steinbau entgegen, der sich in dieser Einsamkeit breit macht wie ein kleiner Palast.

Soweit der Blick nach oben schweift, erschaust du nichts anderes als Schönheit, Anmut, Harmonie, freudeatmendes Leben. Dort liegt die grüne Waldschlucht mit dem muntern Bach, dessen tiefgegrabenem Bett eine wunderbare Kühle entsteigt. Fürstlich schmückt der herrliche Tannenmantel die Blöße des langen himmelhohen Felsrückens. Und vom Waldsaum